



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Deutsche Preßsünden.

††

1841

Deutsche Pressfünden.

Es muß auch solche Käuze geben.

— Göthe —

Deutschland ist das europäische Mittelland, nicht nur geographisch, sondern auch moralisch. Es gibt in Deutschland keine solche strogende Geldsäcke wie auf den vereinigten drei Inseln Britanniens, aber auch keine so hohlängige Armuth. Wir haben nicht den praktischen Geist der Engländer, aber auch nicht ihre verrückten Originals. Sind wir aber einmal so glücklich, ein solches Original, ein solches hirnverschrobenes Prachtstück in unserer Mitte zu entdecken, so ist es die Pflicht eines jeden guten Deutschen, ihn allsogleich aus der Verborgenheit in welcher er lebt herauszureißen, und ihn auf ein Postament zu stellen, als ein Eigenthum der Nation, damit alle Völker schauen, bewundern und sich überzeugen, daß wir auch im Fache der Narrheit unser großen Männer haben.

Nach dieser Voraussetzung gebührt folgender Publication die Ehre aller Welt bekannt zu werden.

Schillers Dramen in erzählender Form, bearbeitet von Mehrern. Leipzig bei Reclam 1842. (Erstes Bändchen: Wilhelm Tell, von Belani.)

Schon der Verleger der ein solches Unternehmen beginnt, und eine Fabrik anlegt, wo Seide in Stricke, Gold in Blei, Marmor in Backstein und die Poesie in Prosa umgegossen wird, ist ein kostbares Original der mit vollkommenen Recht darauf Ansprüche machen darf, daß die Cölner Narrengesellschaft ihm die Schellenkappe zusende.

Größer und erhabener aber steht der Schriftsteller da, der seine Hand dazu bietet — die schlechten Werke eines Schiller, die unbekanntenen Reime und Verse des Wilhelm Tell, des Carlos und Wallenstein, die kein Mensch ließt und versteht — mit großmüthiger Hingebung in eine ehrliche, menschliche, wasserklare, allerweltbegreifliche, saubergewaschene Prosa zu bearbeiten. Wahrlich diesem Mann sollte die Nation eine Denksäule setzen, nicht in Stuttgart auf dem einsamem Schloßplage; nein! in der volkreichsten Stadt Deutschlands, auf dem breiten Plage in Wien, wo das göttliche Wursteltheater steht; nicht mit gebogenem Nacken und gesenktem Haupte wie Thor-

waldsen den Schiller gemodelt und verhunzt, sondern mit kecken Herausfordernden Blicken, mit freier, ja wenn man will — frecher Stirne:

Es gibt zweierlei Gattungen großer Männer. Die einen verrichten das Erhabene aus Instinkt, aus unbewußtem Naturdrange — die andern weit höher Stehenden haben stets das Bewußtsein ihrer That. Herr Belani gehört zu der letzten Gattung.

Man könnte vielleicht glauben, das Unternehmen des Herrn Belani geschähe aus Instinkt, aus gewöhnlichem Geldinstinkt, und es handelt sich bloß darum, den Leihbibliotheken einiges Futter zuzuführen, und damit sie etwas lebhafter darnach schnappen, als nach dem gewöhnlichen Häckerling, so schneidet man ihnen etwas Schiller hinein! Hat doch Judas den Herrn für 30 Silberlinge verkauft, warum sollte Herr Belani sich scheuen für eine ähnliche Summe den Zell zu belanisiren. Aber die Leser würden mit solchen Gedanken der schönen belanischen Seele himmelschreiendes Unrecht thun. Herr Belani hat große Zwecke im Auge und man muß seine Vorrede lesen, um zu begreifen, welche Absichten ihn leiten und wie väterlich und gut er es mit unserer Literatur meint.

Wir theilen unsern Lesern Einiges aus dieser merkwürdigen Vorrede mit:

„Schillers Dramen sind bereits in das deutsche Volk gedrungen. *) Wohl in keiner gebildeten Familie möchte ein Exemplar von Schillers Werken fehlen; ob sie aber so viel gelesen werden, wie es ihre Schönheit fordert, ob sie im Allgemeinen so verstanden werden, um als lebendes Bild in der Seele zu reflectiren — das ist eine andere Frage, und eine schärfere Beobachtung des deutschen Volkslebens, zumal in der Richtung unserer Zeit, wird es kaum im Zweifel lassen, daß diese herrlichen Dramen noch lange nicht in dem Grade populär geworden sind, wie sie es verdienen.

„Zwei Gründe treten einem solchen Eindringen derselben in das Volksleben entgegen.

„Zuerst: das geschriebene (oder gedruckte) Drama ist nur eine Klaue des Löwen, (!) d. h. gewährt nur durch die (nichtdramatische) Lectüre einen Theil der ästhetischen Wirkung, welche erst durch eine — noch dazu vollendete — Darstellung erreicht werden kann. Die Illusion — ein Hauptzweck jedes Kunstwerks — erfordert, nach Zweck und Bestimmung eines Drama, die Belebung der Dichtung durch Darstellung und Decoration. Nur die mit Poesie, Phantasie und höherer ästhetischer Bildung begabten Geister

*) Wirklich? Ei, ei!

werden durch Lectüre eines solchen Drama den vollen Genuß des Kunstwerks gewinnen können.

„Allein das materielle Alltagsleben läßt auf solchen geistigen Aufschwung im Allgemeinen wenig rechnen. Es bedürfte also für den größten Theil des Publikums der Darstellung solcher classischen Dramen, um den vollen Eindruck zu empfangen, den das Kunstwerk seinem Zwecke nach beabsichtigt. — — —

„Ohne in die Ursachen dieser Erscheinung tiefer eingehen zu wollen — wozu hier der Raum fehlen würde — darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß es namentlich bei den Schiller'schen Dramen der (!) Pathos und die Lyrik ist, welche die selben, nach der heutigen, mehr dem Leben zugewendeten Geschmacksrichtung, von der Bühne so gut als verbannen. (!!!)

„Also das steht fest: die Bühne trägt wenig bei, diese classischen Dramen in das Volksleben so recht einzubürgern. — — —

„Die Lectüre leider auch nicht. *) Nicht blos aus den schon angegebenen Gründen, wonach sie dem Leser nur die halbe Illusion gewährt, sondern auch — offen gesagt — durch die metrisch gebundene Rede, worin die meisten solcher Dramen gedichtet sind. — — — **)

„Der geschickteste Dichter wird, durch das Versmaß gebunden, nur selten eine solche Wortstellung finden, die durch Conversationston dem Dialoge Wahrheit und Leben giebt. Die Wortstellung des Verses bringt, wenn auch nicht unnatürliche, doch ungewohnte Sprachwendungen zum Vorschein, und mischt manches überflüssige, selbst bedeutungslose Wort ein. — — —

„Daher erklärt sich die wahrlich nicht seltene Erscheinung, daß übrigens ganz gebildete Leute sagen: „Das sind Verse — die lese ich nicht!“ — — —

„Ein dritter Grund, weshalb die Lectüre eines Drama im Allgemeinen nicht den vollen Kunstgenuß gewährt, liegt in der dramatischen Form, die den Dichter nöthigt, da zusammenzuziehen oder nur anzudeuten, wo der Leser eine lebendige Schilderung erwartet, wie sie nur die epische Ausführlichkeit zu gewähren vermag. — — —

„Dagegen ist der Roman oder die Erzählung in Prosa die übliche Form, die sich in den Zuständen des heutigen Volkslebens eingebürgert fin-

*) Hoho!

**) Ein Pöccat dem Metrum! Fort mit Homer! mit Shakspear, mit Dante, mit Camoens, mit den Psalmen, mit all dem metrischen Unsinn! fiat Velani.

det, um Ereignisse — erdichtete oder geschichtliche — oder eine Mischung aus Beiden, mit ihren Ergebnissen für das Leben zur lebendigen Anschauung zu bringen. — — —

„Diese Form habe ich daher gewählt, um die Illusion des Drama zu vervollständigen, so weit es möglich war, ohne die Poesie der Dichtung selbst zu zerstören oder das Gedicht zu verwässern.“ — — —

Unsere Leser werden nun verstehen, was die Absicht des Herrn Belani ist. Damit Schillers Werke endlich anfangen populärer zu werden, damit sie so viel gelesen werden, wie es ihre Schönheit erfordert — damit ihr Pathos und die Lyrik darin nicht mehr stören; damit die metrische gebundene Rede fernerhin die Leser nicht mehr abschrecke, und den Ausruf ihnen auspresse: das sind Verse, die lese ich nicht! Damit das Dramatische der Schiller'schen Dramen und die „überflüssige, bedeutungslose Worte“ des geschickten Dichters nicht mehr als Hinderniß zwischen ihm und der Nation stehen — erscheint Herr Belani als Schutzherr des verkannten Schillers. Er erbarmt sich seiner mit gerührtem menschenfreundlichen Herzen und dichtet seine verpfuschten Sachen um. Tritt näher deutsches Volk! Fernerhin verlangt man nicht mehr, daß du den Schiller im Schiller lesen sollst. Man verlangt nicht, daß du seine dramatischen Werke oder seine Verse lesen mußt. Hier siehe deinen Retter! Um nun aber die Wundertinctur kennen zu lernen, durch welche Meister Belani dem deutschen Volke den Schiller angenehmer machen wird, als er bisher gewesen ist, müssen wir seine Vorrede weiter lesen.

„Ich stellte mir, namentlich für dieses historische Schauspiel (andere Dramen erfordern vielleicht eine andere Behandlung), die Aufgaben:

- 1) das organische Leben der Dichtung nicht zu zerstören; also den Zusammenhang und selbst die Ordnung und den wesentlichen Inhalt der Scenen beizubehalten, soweit es die Form einer wohlgeordneten Erzählung gestattet;
- 2) diejenigen Theile der Conversation, die Erzählungen durch dramatische Personen enthalten, welche vorangehende Thatfachen oder mit der Handlung selbst in Verbindung stehende Ereignisse referiren, in eine Darstellung der Handlung selbst aufzulösen; diese damit lebendiger zur Anschauung zu bringen, indem zugleich dadurch die ermüdenden Längen des Dialogs abgeschnitten werden;
- 3) die Scenerie lebendiger zu schildern, als es der Dramatiker zur Noth für den Decorateur bedarf;
- 4) die Mimik und Plastik der Handlung durch Andeutungen oder Schilderungen zu ersetzen, die zwar der Schauspieler zu seiner Instruction

nicht bedarf, deren Anschauung aber dem nicht sehr phantasiereichen Leser nöthig ist, um ein lebensvolles Bild zu gewinnen;

5) ergänzend aus der Geschichte, der Gegend- und Sittenschilderung den Gefühlen und Gedanken der Handelnden zu liefern, was der Dialog im Drama, zumal bei dem Zweck für die Darstellung, nicht gestattet zu entfalten, soweit es nämlich zum Verständniß des historischen Theils oder der Charakteristik der Personen nothwendig ist;

6) in Rücksicht auf den Styl — im weitesten Sinne genommen — keine poetische Schönheit im Gedanken des Dichters zu unterdrücken,*) höchstens die für ein Lebensbild nicht geeignete Ueppigkeit der Lyrik zu beschneiden, jeden (!) Pathos und Wortschwall zu vermeiden; dagegen einfach und wahr jeden Ausschwing der Gefühle und jede gegebene Gedankenrichtung der Dichtung walten zu lassen. Unvermeidlich ist dabei das Zerstoren des Versmaßes.

„Die Kunst (!) dabei besteht nur darin: an die Stelle der schönen Verse eine nicht minder gefällige naturwahre Prosa zu setzen, die eben so leicht in der Rede fließt, und eben so bezeichnend und kräftig ausspricht, was der Dichter in seinen Versen sagen wollte.

„Die Aufgabe ist nicht leicht. — Wie sie gelungen ist, möge der Leser beurtheilen, indem er versuche das Buch laut vorzulesen. Finden sich Härten darin, so bin ich geschlagen. — — — **)

„Wenn daher diese Bearbeitung an Schillers Dichtung nichts Wesentliches zerstört, so kann nur von den Thaten die Rede sein. (!) Als solche aber erscheint zuerst die Schilderung des Vierwaldstättersees, so wie die der übrigen classischen Stellen in der Schweiz, worauf dieses Drama spielt. — Der Gesang des Fischerknaben, Hirten und Jägers, womit die erste Scene des Drama so idyllisch lieblich eröffnet wird, ist nicht naturwahr genug, (!) um so ohne Weiteres in die erzählende Form aufgenommen werden zu können; doch zu schön, um ihn wegzulassen; ***) ich verwob ihn daher in eine poetische Schilderung der Dertlichkeit, gleichsam als eine Phantasie des Dichters, einem halben Traumleben entquollen, aus welchem allmählig die ideale Unschuldswelt in die rauhere Wirklichkeit übergeht.“ —

Wir brauchen kaum noch ein Wort hinzuzufügen, um die ungeheuren Verdienste, welche sich Herr Belani durch sein Unternehmen, um die deutsche

*) Großmüthiger Mann!

***) Bescheidenheit ziert den Großen!

***) Wirklich?

Literatur erwarb, noch näher zu schildern. Es ist leicht, Gold mit Kupfer zu vermischen, jeder Goldschmied versteht sich darauf; es ist leicht, Wein mit Wasser zu vermengen, jeder Kneipenwirth versteht diese Kunst, aber ideale Unschuldswelt mit rauher Wirklichkeit zu paaren, das ist eine große Aufgabe, zu der es der genialen Kraft eines so seltenen Mannes bedarf, wie Herr Belani es ist, und um den Beweis zu geben, mit welcher wunderbaren Kraft dieses ausgeführt wurde, wollen wir hier das Pfluschwerk Schillers und die Meisterthat Belanis nebeneinanderstellen.

Rauhe Wirklichkeit.

Noch stand die Sonne hoch am westlichen Himmel, da flogen Wolken-schatten über den See und die Gegend dahin, so weit sie im Sonnenschein lagen. Hoch herab von den Gletschern hören wir ein dumpfes Krachen. Das war der Donner der Sturzlawinen im Hochgebirge. Aus der Hütte trat ein alter Mann hervor in damaliger Schweizertracht, doch mit über die Kniee herauf geschürzten Hosen, und lugte nach dem Wetter. Es war der alte wackere Schiffer Ruodi, der mit seinem verständigen Wesen den Leuten dort fast als ein Wetterprophet galt.

„He, Jenni,“ rief er dem unten im Rahne sich sorglos wiegenden Buben zu, „frisch auf! zieh' die Raue ein! — Hilf Peiland! was wird es geben? Der graue Thalvogt zieht herauf, das alte Nebelgespenst, Gott erbarme sich! der hohe Firn brüllt dumpf, der Mythenstein zieht die Haube über; kalt bläset der Wind aus dem Wetterloche. — Böse Anzeichen das! Ich meine, der Sturm wird losbrechen, ehe wir's denken!“ —

Indes hatte der Senne mit seiner harmonisch läutenden Heerde sich von der hohen Matte herabgezogen in's Thal. Er selbst schritt gemächlich vorauf, mit dem hölzernen Melknappf am Riemen auf der Schulter hangend; der treue Hirtenhund an seiner Seite; die schönste glatte Kuh von dunkelbrauner Farbe mit langen hängenden Wampfen und breiter, wolliger Stirn folgte seinen Schritten zunächst von allen, denn sie trug die größte der ballenförmigen Kuhglocken am Halsbügel, deren tiefen Tönen die ganze Heerde zu folgen gewohnt war. Der Senne hirt, noch in kräftigen Jahren, mit einem schwarzen krausen Barte und

Ideale Unschuldswelt.

Hohes Felsenufer des Vierwaldstädter Sees, Schwyz gegenüber.

Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer, Fischertnabe fährt sich in einem Kahn. Ueber den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz im hellen Sonnenschein liegen. Zur Linken des Zuschauers zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernem Hintergrunde sieht man die Eisgebirge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man den Kuhreihen und das harmonische Geläute der Heerdenglocken, welches sich auch bei eröffneter Scene noch fortsetzt.

Ruodi, der Fischer, kommt aus der Hütte.

Berni, der Jäger, steigt vom Felsen. Ruoni, der Hirt, kommt mit dem Melknappf auf der Schulter; Seppi, sein Handkubbe, folgt ihm.

Ruodi.

Mach' hurtig, Jenni. Zieh die Raue ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Der Mythenstein zieht seine Haube an,

einem rauhen Ziegenfelle über die Schulter wild und malerisch geschmückt, hieß Kuoni, der in dieser ganzen Alpengegend wohl bekannt und gelitten war.

„Nun, Fährmann!“ rief er dem Fischer zu; „meine, 's wird heut' mal Regen geben. Mein Wächter scharrt den Boden auf und frisst Gras.“

„Mein's auch so, Landsmann,“ sprach ein Gemsjäger, der mit seinem langen Stachelstock und einer tüchtigen Armbrust auf der Schulter von Beiden unbemerkt vom Felsen herabgestiegen war. „Hab's auch schon wahrgenommen, wenn die Fische springen und's Wasserhuhn untertaucht, ist's allemal oben nicht geheuer in der Luft. Was gilt's, ein tüchtiges Gewitter wird im Anzuge sein!“

„Seppi, lug!“ rief der Hirt dem hinter der Heerde hinschlendernden Buben zu; „daß das Vieh sich nicht verlaufe.“

„Dat nicht Noth, Meister!“ rief der Bube; „die braune Liesli kenn' ich am Geläut.“

„Na gut, Bübli, da fehlt keine mehr; die geht sonst am weitesten, das weiß ich.“

Der Jäger hatte indes mit freundlichen, behaglichen Blicken die Heerde gemustert.

„Schmuckes Vieh, Landsmann,“ sprach er darauf. „Euer eigenes?“

„So reich bin ich nicht,“ antwortete Kuoni geschmeichelt, als ob ihm selbst ein Lob gesagt sei. „Das ist mir zugezählt, Stück für Stück — gehört meinem gnädigen Herrn von Attinghausen.“

„Lug', wie schön steht der Kuh das Band am Hals!“ rief der Jäger.

„Ei ja; die weiß es aber auch, daß sie die Heerde führt. Nähme ich ihr's Band, so hörte sie auf zu fressen.“

„Seid wohl nicht gescheit, Senn,“ lachte der alte Fischer. „Solch unvernünftig Vieh!“

„Ist bald gesagt, Fährmann,“ entgegnete der Jäger im Tone des Nachsinnens. „Das liebe Vieh hat auch Vernunft. Das wissen wir Jägersleut' am besten, die wir Gemsen jagen. Solch ein Rudel dieser schnellen Thiere stellt seine Vorhut aus, eh' sie zu weiden geh'n; die spißt die Ohren, und wagt der Jäger, so pfeift sie hell, und busch ist die ganze Heerde davon.“

Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch;

Der Sturm, ich mein, wird da sein, eh wir's denken.

Kuoni.
's kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe freffen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.

Werni.
Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

Kuoni zum Buben.
Lug, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen?
Seppi.

Die braune Liesli kenn' ich am Geläut.

Kuoni.
So fehlt uns keine mehr, die geht am weitesten.

Kuodi.
Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.

Werni.
Und schmuckes Vieh. Ist's Euer eigenes, Landsmann?

Kuoni.
Bin nit so reich — 's ist meines gnädigen Herrn,
Des Attinghäusers, und mir zugezählt.

Kuodi.
Wie schön der Kuh das Band zu Halße steht.

Kuoni.
Das weiß sie auch, daß sie den Reichen führt,
und, nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu freffen.

Kuodi.
Ihr seyd nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —

Werni.
Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft:

Das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die spißt das Ohr und warnet
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

„Treibt Ihr's Vieh jetzt heim, Senn?“ fragte der Fischer gutmüthig den Hirten.

„Was soll's noch oben, Fährmann?“ entgegnete dieser; „die Alp ist abgeweidet.“

„Nun dann mit Gott, Senn; Glück zur Heimkehr!“

„Wünsch' ich Euch auch, Jägersmann; von Eurer Fahrt kehrt man nicht immer wieder heim.“

„Was ist denn das da?“ rief der Fischer und schaute nach einem nahen Felsensteige hinaus, der von Altzellen herführt. „Kommt ein Mann da gelaufen in voller Hast.“

„Das ist ja der Baumgart von Altzellen,“ bemerkte der Jäger verwundert.

„Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!“ schrie der herbeistürzende Mensch — eine breite, kräftige Gestalt, aber jetzt entstellt durch die Flucht — mit fliegendem Haar, verworrenem Bart, schreckensbleichen, gespannten Zügen, ohne Mantel, Hauptbedeckung und Schwert. — —

Kuodi zum Hirten.

Treibt Ihr jetzt heim?

Kuoni.

Die Alp' ist abgeweidet.

Werni.

Glücksel'ge Heimkehr, Senn!

Kuoni.

Die wünsch' ich Euch.

Von Eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

Kuodi.

Doet kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

Werni.

Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Altzellen.

Konrad Baumgarten, athemlos herein-
stürzend.

Baumgarten.

Um Gotteswillen, Fährmann, Euren Kahn!

Ich glaube, unsere Leser haben genug an dieser Probe. Wir unsrerseits gestehen es unverholen, daß wir dieses Plagiat an unserem großen Dichter, dieses rücksichtslose Verballhorniren der edlen Einfachheit und der kräftigen Kürze eines Werkes, welches das Lieblingsseigenthum der deutschen Nation geworden ist, für eine unverschämte Beleidigung gegen dieselbe halten, für eine Frechheit, die eine empfindlichere Züchtigung verdient als diese Blätter dem Verfasser zu geben vermögen. Wo das Handwerk zu solchen Mitteln greift, da ist es Zeit, daß man dagegen ernstlich einschreitet. Vor wenigen Monaten verhandelten die Pariser Gerichte einen Prozeß, in welchem Victor Hugo einen Opernbuch-Verfasser verklagte, weil er eines seiner Werke zu einem Operntext benutzte. Das Gericht sprach dem Dichter der Notre Dame eine bedeutende Entschädigung zu. Was würde man in Frankreich zu Herrn Belani sagen?

Der deutsche Dichter hat kein Gericht, das seine Interessen vertheidigt. Darum muß die Nation zu Gerichte sitzen und ihren Bannstrahl gegen freche Eingriffe schleudern. Ihrem Urtheile übergeben wir den Verfasser dieser: Schillers Dramen in erzählender Form!!

+

+

Musikalische Charakteristiken.

Karl Maria von Weber.

Man würde das Verdienst eines Künstlers unrichtig beurtheilen, wenn man es allein nach seinen Werken bemessen wollte, ohne auf die Umstände Acht zu haben, unter denen er gelebt hat, ohne den Zweck, den er vor Augen hatte, und den Geschmack seiner Zeit zu berücksichtigen. Der Maler, der Tonkünstler, alle die bevorzugten Geister, welchen die Vorsehung, als sie das Licht der Welt erblickten, die unschätzbare Gabe der Erfindung verlieh, können von ihren Nachahmern erreicht, ja selbst übertroffen werden, durch eine größere Vollendung ihrer Arbeiten, durch kühne und glückliche Benützung der Kunstmittel; immer aber bleibt ihnen jener höhere Ruhm, welcher nur dem schöpferischen Talente zukommt. Mit Unrecht haben die enthusiastischen Anhänger einiger neuen Schule, in den jüngsten Zeiten sich gegen David erklärt. Der Grund weshalb wir David über die unmittelbar nach ihm folgenden Maler stellen müssen, ist kein anderer, als daß er der französischen Schule aus der Ausartung, in die der schlechte Geschmack der Zeiten sie geworfen, wieder emporgeholfen, daß er sie, durch eine gründliche Umwandlung, auf eine gedeihliche Bahn gebracht hat. Wie viele Componisten sind nicht in Rossini's Fußstapfen getreten, wie viele haben sich nicht des neuen Verfahrens bedient, womit er die Kunst bereichert hatte, und die Ideen sich anzueignen gestrebt, für die er den Ton angegeben! Durch die Fülle seiner Einbildungskraft, durch den Reichthum an Gedanken, worin er fast seines Gleichen nicht hat, steht Rossini bei Weitem höher als seine Nachahmer; nichtsdestoweniger finden sich unter den Werken derselben einige, die großes Glück gemacht haben würden, wenn man es hätte vergessen können, daß sie Erzeugnisse der Nachahmung sind.